Sagen aus dem Guggisberg [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 22

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637607

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

jedenfalls auch Speisen mit. Nur da, wo ganze Stücke mit Knochen mitgegeben wurden, läßt sich das nachweisen. Dies war in Münsingen der Fall, wo man zu Füßen des Toten Ueberreste einer Ochsenrippe und einen Kalbsschenkel fand. Merkwürdigerweise scheint man den Toten keine Getränke ins Grab gestellt zu haben. Dies dürfen wir daraus schließen, daß die Gefäße in den keltischen Gräbern meistens fehlen, während sie in den frühern vorgeschichtlichen Epochen ständig vorkommen.

Es wäre nach D. Viollier möglich, daß dem Toten die Getränke auf das Grab geschüttet wurden, wie dies von den Griechen überliefert ist, welche zur Zeit der Kelten ihren künstlerischen Höhepunkt erreicht hatten. Daß nämlich die Kelten von den Griechen sich bei ihren Grabgebräuchen beeinflussen ließen, ersehen wir aus dem Totengebrauche, dem Toten eine Münze, den Obolus in die Hand zu geben, welchen er dem Fährmann Charon bei seinem Eintritt in die Unterwelt überreichen mußte. Diese gleiche Sitte findet sich bei den Etruskern und Römern, kommt am Ende der Latènezeit, also im 1. Jahrhundert vor Christus, in einigen keltischen Gräbern vor.

Nach diesen anerkennenden Ausführungen darf nicht verschwiegen werden, daß man mit dem Verfasser nicht durchweg gleicher Meinung ist. So erscheint mir z. B. sein Urteil über P. Reineckes Beitrag zur Kenntnis der La Tène Denkmäler auf S. 7 nicht gerechtfertigt. Ferner sollte man bei den einzelnen Vorkommnissen auch noch den Ort und die Grabnummer anführen zur Erleichterung der Nachprüfung. Alles in allem aber ist Violliers Buch eine respektgebietende Leistung, zu der man den Verfasser beglückwünschen darf.

O. Tschumi.

Sagen aus dem Guggisberg.

V.

Im Dorfe Schwarzenburg lebte einmal ein junger Mann, der fragte den Mädchen nichts nach und wich ihnen aus, wie er nur konnte. Er hatte auch wenig Umgang mit seinen Altersgenossen, sondern ging nur zu den notwendigsten Arbeiten und Verrichtungen aus dem Hause, worin seine alternde Mutter die Hausgeschäfte verrichtete, bei denen er ihr wie ein treuer Knappe mithalf, so daß er oft als „Mutterhöck" verspottet und ausgelacht wurde. Das bewirkte aber nur, daß er noch weniger ins Dorf ging und seiner Mutter um so anhänglicher wurde. Aber einmal wurde diese krank und mußte sterben. Der junge Mann war untröstlich und trennte sich nicht von der Leiche, bis sie ihm das Grab entriß.

In der folgenden Nacht hatte er einen sonderbaren Traum. Er sah, wie das Schlüsselloch seiner Schlafzimmertüre groß und immer größer wurde und wie aus ihm ein runzliges, verschrumpftes Frauchen heraustrat. Wie es mitten im Zimmer stand, wuchs es, wurde immer größer, bis es Größe und Gestalt seiner Mutter angenommen hatte, aber dann glätteten sich die Runzeln ihres Angesichts, ihre Haare wurden schön und seidenweich, ihr Rücken streckte sich und eine wunderschöne Jungfrau stand vor ihm. Er wollte die Arme nach ihr ausstrecken, aber er vermochte kein Glied zu rühren; er zitterte und bebte, aber die Anstrengung raubte ihm den Atem, ohne daß sie etwas nützte. Die Brust war ihm wie zusammengepreßt durch eine furchtbare Last. Endlich stieß er einen heisern Schrei aus — und erwachte. Er war in Schweiß geraten und zitterte an allen Gliedern.

Von nun an hatte er beinahe jede Nacht ähnliche Träume. Jedesmal erwachte er mit einem Schrei und fand sich dann atemlos und wie zerschlagen von der furchtbaren Angst, die der schreckliche Druck auf seine Brust erzeugt hatte.

Endlich faßte er sich ein Herz und klagte seine Not einer alten Frau, die eine gute Freundin seiner Mutter gewesen war und zu der er daher am meisten Zutrauen hatte. Sie sagte ihm, daß ihn das „Doggeli" plage. Er solle nur einen hölzernen Zapfen machen von Haselholz, das er sich an einem Freitagmorgen vor Sonnenaufgang in den drei höchsten Namen geschnitten habe, und dann ein Loch in den „Unterzug" bohren, zu dem der Zapfen passe. Endlich müsse er noch einen Schraubstock bereit machen, am besten ihn ins Schlafzimmer nehmen. Wenn er nun den Druck spüre, solle er auf die Brust zu greifen suchen, fest packen, was er dort auch finden möge, und das Gefundene bis am Morgen in den Schraubstock einklemmen. Am Morgen werde er die Person, welche ihn als Doggeli geplagt habe, im Zimmer finden; wenn er sie bei sich behalten wolle, müsse er nur das, was er im Schraubstock eingeklemmt habe, in das Loch verschließen; sie könne ihm nicht entrinnen, so lange der Zapfen eingesteckt bleibe.

Der Bursche tat genau wie ihm geraten worden war, bohrte ein Loch, holte Haselholz am Freitagmorgen vor Sonnenaufgang und machte einen passenden Zapfen. Auch den Schraubstock stellte er bereit. In der Nacht sah er sich im Traum vor seinem Haus, das größer und größer wurde, bis es schließlich die ganze Welt erfüllte und ihm keinen Raum mehr übrig ließ. Es wuchs um ihn herum, umgab ihn auf allen Seiten, drängte sich dann gegen ihn und drohte ihn zu erdrücken. Er machte sich kleiner und zog sich immer mehr in sich zusammen. Dabei überkam ihn ein wohliges Gefühl, als ob er wieder ein Kind wäre und sich im Schoße seiner Mutter befände. Und da sah er plötzlich neben sich eine andere, ebenso kleine Gestalt — es war dieselbe, die ihm in der ersten Nacht erschienen war —, an die er sich plötzlich in unbezwinglicher Sehnsucht und Liebe klammerte, sie umfaßte und küßte. Dabei erwachte er. Langsam kehrte in ihm die Erinnerung an sein Vorhaben wieder; er bemerkte, wie seine Arme gekreuzt auf der Brust lagen, als ob er dort etwas festhalten müßte. Sorgfältig suchte er nach, fand aber nur einen Strohhalm, den er mit einem Gefühl der Verlassenheit und des Mißmuts in den Schraubstock einzwang. Dann legte er sich von neuem zur Ruhe.

Als er am folgenden Morgen erwachte, fand er die erträumte Jungfrau neben sich im Bett, wo sie noch schlief. Er betrachtete ihre Züge — er erkannte vieles, was ihn an seine Mutter erinnerte. Seine Zärtlichkeiten weckten endlich die unbekannte Schöne, die mit erstaunten und dann mit angsterfüllten Blicken ihn und die ihr fremde Umgebung betrachtete.

Der Bursche erinnerte sich des Mittels, um die Jungfrau für immer bei sich zu behalten: er stand auf, nahm den Strohhalm aus dem Schraubstock und verschloß ihn in das Loch im Unterzug. Als sie sein Beginnen durchschaute, flehte sie ihn an, das nicht zu tun, und lange schwankte er zwischen selbstloser Entsagung und eigensüchtiger Liebe. Endlich aber überwog die Liebe und der Wunsch nach ihrem Besitz.

Lange Jahre lebten sie zusammen und bekamen mehrere Kinder, denen die Fremde eine treue, liebevolle Mutter war. An ihnen hatte auch der Vater große Freude, und wenn ihn die Frau wieder und wieder bat, doch den Zwang zu lösen, den Zapfen auszuziehen und ihr die Freiheit wiederzugeben, so hatte sie an den Kindern einen Ersatz für sie selbst, der dem Manne ihren Verlust erleichterte. So zog er den Zapfen aus und die Frau war wieder verschwunden.

Noch oft aber sprachen die Kinder von ihrer Mutter, und wenn der Vater außerhalb des Hauses gearbeitet hatte, erzählten sie ihm, daß sie wieder dagewesen sei, sie gekämmt gepflegt und beschenkt habe. Dem Manne aber zeigte sie sich nie wieder.

— Nachdruck aller Beiträge verboten. —